

Unverkäufliche Leseprobe



Elke Schmitter
Alles, was ich über Liebe weiß, steht in
diesem Buch

2024. 352 S.
ISBN 978-3-406-82228-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/36968539>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Elke Schmitter

ALLES,
WAS ICH
ÜBER
LIEBE
WEISS,
STEHT
IN DIESEM
BUCH

«Wir berühren einander gerade genug, um zu spüren: Hier erwartet uns was. Hier gibt es unter der Vertrautheit, die zutiefst beruhigend wirkt, unter den sanften Wellen, die da hin und her wogen und uns ein wenig enger liegen und dann wieder Abstand nehmen lassen: das Ozeanische, das über Jahre still war. Schlummernd, ohne Beachtung. Was in den letzten Tagen geschah, fühlt sich so sachte wie gewaltig an, und da es Januar ist: Noch kann man gehen, über den See, doch ist es zu hören, wie das reinweiße Eis, von einer Schicht aus knirschendem Reif bedeckt, die ersten Risse bekommt.»

Alles, was ich über Liebe weiß, steht in diesem Buch ist eine Geschichte über das Glück und die Qualen der Liebe, über die Sehnsucht, die Nähe und das Nichtweiterwissen. Ein Einbildungsroman. Zugleich ist es ein Bildungsroman – eine Erfahrung, mit Fußnoten bedacht. Was wissen wir inzwischen über die innere Chemiefabrik, über Narzissmus, Ghosting und das Rätsel der spontanen Anziehung? Und sind Liebende aus früheren Jahrhunderten uns darin nah? Ein vielstimmiges Buch über das emotionalste Thema, das es gibt – für alle, die diesen Zustand erlebt haben oder gerade erleben, aber auch für die, denen er fremd ist oder die ihn vergessen haben.

Elke Schmitter studierte Philosophie in München. Als freie Autorin schreibt sie, nach vielen Jahren bei taz und Spiegel, nun vor allem für Die ZEIT. Ihr Debütroman *Frau Sartoris* (2000) wurde in mehr als 20 Sprachen übersetzt. Zuletzt erschien von Elke Schmitter der Roman *Inneres Wetter* (2021) bei C.H.Beck Literatur.

Elke Schmitter

ALLES,
WAS ICH
ÜBER
LIEBE
WEISS,
STEHT IN
DIESEM
BUCH

EINBILDUNGSROMAN

C.H.Beck

Die Zitate im zweiten Teil sind entnommen aus:
Julie de Lespinasse: *Briefe einer Leidenschaft 1773 bis 1776*.
Herausgegeben und übersetzt von Johannes Willms, München 1997

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2024

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses
Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: buxdesign | München, Ruth Botzenhardt

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 82228 5



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

*Wenn man lieben könnte, was man wollte,
so könnte man sich ja immer glücklich machen!*

Rahel Levin Varnhagen, Tagebücher, 4. April 1824

EIN BILDUNGSROMAN

Also, der Anfang. Den werde ich erzählen, und natürlich wird er anders sein als jeder andere, als deiner oder auch deiner. Jeder Anfang ist anders, das ist ja der Zauber, dass er jedes Mal anders ist. Und sich erzählen lässt. Mit allen Details. Mit dieser sagenhaften Begeisterung, die einen neidisch machen kann, an die man sich erinnert oder nach der man sich sehnt, und bei der man, je nach Seelenlage und Großzügigkeit, ganz stumm wird oder traurig oder von Herzen alles Gute wünscht. (Oder auch wach wird. Und alarmiert. Doch dazu später.) Bei der man Bedenklichkeiten empfindet oder auch leises Bangen (um die Glückliche), oder bei der man gleich anknüpfen und selbst weiter erzählen könnte. Weil man schon weiß, wie es weitergeht, wie es hoffentlich oder hoffentlich nicht weitergeht. Aber habt ihr euch je gefragt, warum man das so gut erzählen kann, obwohl die Details so verschieden sind, und obwohl die Glückliche, die erzählt, einfach kein Detail auslassen kann; alles muss erzählt werden, ganz genau; und dann sagte er, und dann sagte ich, und dann er, und dann ich, wie auf einer Wippe, oder vielleicht, in der Wirkung, eher wie auf so einem Ding, wie sie auf manchen Kinderspielplätzen stehen, diese kreisrunden Bänke auf einem Podest, auf denen man sich drehen kann, so dass, nicht so brutal wie auf einem Rummelplatz, sondern sanfter, alles drum herum ein bisschen verschwimmt. Man dreht sich, gemeinsam, und die Konturen werden unscharf und machen ein Bild, das verwischt, aber sich unaufhörlich bewegt. So kann man sich fühlen, wenn einem so etwas erzählt wird; dass man die Konturen nicht mehr so genau sieht, oder dass man die Details, kaum sind sie erzählt, schon wieder vergisst. Denn ziemlich oft sind sie ziemlich banal; es ist ja auch nicht so wichtig, ob es dieser Park war oder ein anderer, ob früher Nachmittag oder

schon später und ob dieser erste Kuss auf einer Bank oder unter einer Buche –.

Also, diese wahnsinnig vielen Details. Die ganz genau erzählt werden müssen. Die man eigentlich gar nicht sortieren kann, auch gar nicht sortieren wollte, wenn es um etwas anderes ginge. Wenn die Freundin, zum Beispiel, davon erzählte, wie sie ihre Mutter im Altenheim besucht. Und dann ging ich die Straße lang, auf dem Bürgersteig, weißt du, da, wo dieser Ginster wächst, der eigentlich ein bisschen komisch riecht, so als hätte ein Hund dahin gepisst, aber an diesem Tag war das ein ganz anderer Duft, das habe ich nie so wahrgenommen bisher, das war so ein ... Und da wäre man schon ausgestiegen und hätte vielleicht gesagt: Ja, und wie war es dann bei deiner Mutter?

Aber so ist das hier eben nicht. Da will man jedes Detail, da fragt man vielleicht sogar nach. Weil man aus Erfahrung weiß: Alles, was jetzt gesagt wird, hat eine Bedeutung. Und alles, was jetzt nicht gesagt wird, das wird später gesagt, hervorgekramt, ins Licht gehalten: Ah, das hatte ich vergessen, es war ja gar nicht am Nachmittag, es war schon am frühen Abend ... usw.

Und wenn ihr euch fragt, warum das so ist, nicht beim ersten Zuhören vielleicht, sondern später, wenn ihr wieder nach Hause geht oder das Telefon zur Seite gelegt habt, dann sage ich jetzt: Das ist der Trick. Diese Details sind wichtig, und sie sind es natürlich nicht. Sie sind das Futter, das wir brauchen, für unsere kleinen Wunschmaschinen, für unsere inneren Honigpumpen, die werden damit gefüttert, dann fangen sie an zu laufen, ganz von selbst. Sie brauchen die Details, das ist Material, und was daraus entsteht, das ist ganz unabhängig davon. Eigentlich müssten sie verwirren, diese Geschichten, zu viel, lauter Kleinigkeiten, die nicht relevant sind und die man, in jedem anderen Fall, wegräumen würde, im Kopf, oder bei deren endloser Erzählung man mit leiser Ungeduld, beginnendem Gelangweiltsein, fragen würde: Und dann?

Aber das fragt man eben nicht. Aus Respekt vor der Freundin, die sie erzählt, die sie so erzählen muss. Das wäre ein schöner Grund: Man ist höflich, man ist verbunden, man will eine gute Zuhörerin sein.

Aber darum geht es nicht.

Man hört auf diese Weise zu und man kann auf diese Weise sortieren, weil man das große Skript ja kennt. Weil man genau weiß, worum es geht. Weil man, während man zuhört, bereits die eigene Geschichte schreibt, neu schreibt, weil man sich erinnert oder etwas erhofft, weil man dabei ist, mittendrin, auch wenn man nur zuhört. Deshalb kriegt man das alles sofort klar.*

Ihr merkt natürlich, während ich spreche, dass ich in einem manischen Zustand bin. Ich bemerke das auch. Ein manischer Zustand, den man auf keinen Fall verlieren möchte. In dem die ganze Welt, mit all ihren Details, eine ungeheure Bedeutung hat. Manche werden witziger in diesem Zustand, sprühender, eine besonders heitere Gesellschaft; sie mögen sogar zugewandt sein. In einer unwahrscheinlichen Großmut können sie die Scheinwerfer auch zurück auf dich richten und fragen: Wie geht es eigentlich bei dir (mit x, mit y)? Und du wirst beschienen von dieser freundlichen Intensität und fühlst dich wie eine Celebrity; beschenkt und so aufmerksam betrachtet, wie es lange nicht mehr vorkam. Da ist etwas zu dir herübergeschwenkt, eine riesige Lampe, in deren Lichtkegel du stehst und sagen kannst, was du willst; alles ist interessant in dieser Aufmerksamkeit, sogar das, was bisher, bis eben, grau und belanglos war.

Andere sind auf eigentümliche Weise still. Sie simmern so vor sich hin, ein kleiner, brodelnder Topf voller Glück, aus dem winzige, manchmal auch kinderfaustgroße Blasen steigen, in unaufhörlicher Produktion. Die sich in der Luft verlieren wie Seifenblasen, die entstehen, indem die Seifenwassertropfen von diesem dünnen, daumengroßen Plastikring gepustet werden, oder eher geblasen, fast gehaucht, ganz vorsichtig, und dann steigen sie auf, sprudelnd, lautlos, zart, und man sieht die Blasen glänzen in der Luft, bis sie platzen ohne das leiseste Geräusch,

* Ich spreche hier von heterosexuellen Paaren, gebildet aus Cis-Leuten; nicht, um irgendetwas zu behaupten oder irgendwen auszuschließen, sondern weil ich mich zu nichts anderem berufen fühle oder auch nur ausreichend erfahren. *Everybody welcome here!*

aber da kommen die nächsten Blasen schon nach; so ein ganzes Röhrchen Seifenblasenlauge, das gibt eine Menge her. So sitzen sie da, die Manischen dieser Sorte, die frisch Verliebten, und ohne, dass sie es wissen, sieht man die schimmernden, bunten Blasen (Farben wie auf dem Rummelplatz, Hellblau und Violett, Rosa und ein helles, synthetisches Grün), die steigen wie Gedankenblasen in einem Comic. Manche reden in einem fort nur von sich selbst, aber man spürt, dass es eine notwendige Egozentrik ist und man verzeiht; es hat nichts mit dem Charakter dieser Person zu tun, sie ist warmherzig und interessiert und gar nicht so selbstbezogen, aber jetzt, gerade jetzt, geht es nicht anders. Und es ist ja auch, siehe oben, wahnsinnig interessant.

Mir fällt keine weitere Sorte ein. Es gibt, glaube ich, nur diese drei Varianten: die Scheinwerfer, die brodelnden kleinen Töpfe, die unentwegt Redenden. Bis auf eine seltene vierte Sorte. Eine Freundin erzählte gestern davon, dass sie zu dieser Rarität gehört, von der ich bisher nichts wusste. Sie sagte, dass sie eigentlich nicht weiß, wovon bei der ganzen Sache die Rede ist. Dass sie das alles nicht kennt, die stille Raserei, das sanfte Reißen, unaufhörlich, das manische Gefühl von Lebendigkeit, in dem die Welt aussieht wie frisch gewaschen und jeder Briefträger und jeder Trottel, der mit seinem zu dicken Wagen einzuparken versucht und dir die Straße versperrt, unbedingt angelächelt werden muss. Und in dem, was sonst das Gemüt verdüstert und das Leben schwer und trübe oder verzweifelt macht, auf einmal weit weggerückt ist; ein fernes, staubiges Herzogtum. Die Steuererklärung, die bösen Nachrichten über den Klimawandel, die Obdachlose gleich um die Ecke, die man sich immer noch nicht anzusprechen traut, obwohl sie so etwas wie eine Nachbarin geworden ist. Der Krieg. Denn irgendwo ist ja immer Krieg, und es sterben Väter, Mütter, Großväter und lassen traumatisierte Kinder zurück. Mit solchen Kinderaugen sind die vielen Briefsendungen bestückt, ja, regelrecht bestückt, die in der Vorweihnachtszeit im Kasten liegen, weil man weiß, dass sie alles durchdringen, bei den allermeisten Menschen. Aber die Verliebten, die können da eine Ausnahme sein.

Sie weiß also nicht, wovon die Rede ist. Ich schaue auch keine Liebesfilme, sagte sie, und ich lese keine Liebesromane; ich komme mir da vor wie eine Ethnologin, aber ohne jedes Interesse an diesem fremden Volk. Ich habe das nie erlebt.

Mich hat das überrascht. Es war, glaube ich, der erste Mensch dieser Spezies in meinem Leben, aber wer weiß, wahrscheinlich gibt es etliche davon, sie sagen es nur nicht laut und ungefragt, weil sie den Eindruck haben, dass ihnen etwas fehlt, so etwas wie ein Organ, mit dem die allermeisten Menschen leben und von dem sie sich leben lassen, hin und wieder jedenfalls, mit der allergrößten Bereitwilligkeit. Weil es das Skript ja gibt. Weil man sich damit auskennt, von Kindheit an, weil man, wenn man es zum ersten Mal erlebt, schon vorbereitet ist.

Als sie dieses Geständnis machte – denn für sie war es so etwas wie ein Geständnis, das eines Makels, eines unsichtbaren Defekts, mit dem sie sich bisher durchgeschmuggelt hat und von dem sie nie spricht, um nicht sonderlich zu erscheinen –, hätte mich das natürlich interessieren müssen.

Meine Freundin F., der unbekannte Mensch! Doch eigentlich will man sich damit nicht aufhalten, wenn man in diesem Zustand ist. Es ist, wie man so sagt, zu wenig Spiegelung da. Man kann auf den Paketboten oder die Frau im Gemüseladen, je nach erotischer Orientierung, alles Mögliche projizieren, aber bei einer Person, die sagt, dass sie dieses Gefühl nicht kennt: Da geht einfach nichts, in diesem Moment. Das kann man nur zur Kenntnis nehmen und sich ein bisschen wundern; das gibt es eben, sagt man sich, so wie es Albinos gibt.

Und ich weiß nicht, ob es die reine Höflichkeit war, dass sie mich nach diesem Zustand fragte. Bestimmte Antennen, nehme ich an, sind in meiner Verfassung außer Funktion; es ist gut möglich, dass sie es gar nicht wissen wollte, jedenfalls nicht so genau, aber möglicherweise mit einem Seufzen dachte, da müssen wir jetzt durch, es wird ja nicht ewig dauern. (Was natürlich nicht stimmt; es dauert ewig für die Angehörigen dieser ganz ahnungslosen Spezies.)

Es ist, natürlich, bei jedem anders, sagte ich, in den Details. Und es ist auch jedes Mal anders für einen selbst. So oft kommt das nicht vor, vielleicht zwei, drei Mal in einem Leben, oder auch vier, fünf Mal, wenn man ein Hefeherz hat, das schnell und ohne Zögern aufgeht, sich ganz bereitwillig im Volumen verdreifacht. Aber viel öfter sicher nicht, oder dann vielleicht eher in einer leichteren Variante.

Bei mir, sagte ich, ist es so: Ich liege vor allem rum. Wie ein kleiner Wal, der gestrandet ist, aber gerade noch genügend Luft hat, um nicht in Panik zu geraten. Nicht einmal in Sorge. Der sich schwer anfühlt, einerseits, und andererseits ganz leicht.

Wer nicht in diesem Zustand ist, das war mir schon klar, als ich es sagte, kann das natürlich nicht verstehen, erst recht, wenn man sich an nichts dergleichen erinnern kann. Aber es gehört eben dazu, dieses Detail. Manche Menschen sind auch so, wenn sie gar nicht verliebt sind, sie müssen alles nacheinander erzählen, sie dürfen nichts auslassen, sonst kommen sie durcheinander; in Konferenzen erlebt man das, wenn eine Kollegin aus dem Finanzbereich einen Überblick geben soll, oder wenn jemand ein Projekt erläutert, an dem er lange gearbeitet hat, aber so eine bin ich nicht.

Ich spüre auch, wie das Blut in mir kreist, sagte ich. Nicht im pathologischen Sinne, ich habe nicht das Gefühl, irgendwie krank zu sein. Es ist eher so, als wäre das innere Labor, das gerade auf Hochtouren läuft, direkt ans Bewusstsein geschaltet. Alles pulst, alles fließt und rauscht und simmert so vor sich hin, in unaufhörlicher Bewegung und zugleich selbstgenügsam, nicht im Geringsten bedrohlich; ein stilles, unhörbares Spektakel kurz unter dem Siedepunkt. Eine permanente Aufregung, die in Wellen kommt und geht, aber da reden wir nur von der Oberfläche, wie bei jedem tiefen Gewässer; die Wellen, das ist eine Beschäftigung, ein Rhythmus, doch das Darunter ist immer da, die see-lische Tiefsee, die man im ganzen Körper spürt; ein Körper, der auf einmal Leib geworden ist. Und wieder Körper wird, sobald man eine Phantasie entwickelt, wie es weitergeht. Sich mit den Augen des anderen sieht, zu sehen glaubt. Was natürlich nicht stimmt. Man sieht sich mit dem eigenen mehr oder weniger fiesen Blick. Man kann ja nicht

wissen, was der andere sieht; es ist das eigene Auge, das auf die Beine schaut oder die Brüste oder den Bauch und sich fragt, ob sie schön genug sind für alles, was kommen soll.

Also, ich liege vor allem so da. Bin froh, wenn niemand etwas von mir will. Bin vollkommen ausgefüllt damit, das alles wahrzunehmen und zu sein. Verliebt zu sein, manisch zu sein, ganz still zu sein. Dieses Sieden, Kreisen, Simmern zu spüren, das in meinen Konturen vor sich geht und das unbegreiflicherweise niemand außer mir bemerkt. Was mir die Möglichkeit gibt, unauffällig durch den Tag zu gehen, soweit es sein muss. Kaffee zu kochen, ein Dokument zu öffnen, ein Telefongespräch zu führen. Nichts Anspruchsvolles geht. Der Teil des Gehirns, den man zum Funktionieren delegieren kann, ist klein. Und nicht besonders smart. Wie ein automatischer Staubsauger, der seine Runden dreht und vor die Wand tuckert und stur und immer wieder vor derselben Wand zum Stehen kommt, bis er umgesetzt wird. Dann geht es weiter, so lange, wie eben Strom da ist. Und dieser Strom, das ist der gute Wille.

Den man braucht und den man hat. Der alles am Laufen hält, was unbedingt sein muss. Auch wenn es egal geworden ist.

Ich liege also da. Es sortiert sich nichts. Im Kopf ist alles voller kleiner, schimmernder Elemente, wie dieser Glitter, den man in Basteläden kaufen kann, der sich in alle Ritzen verteilt und der sich schwer wieder loswerden lässt. Und so ist es ja auch; es ist dieser Glitter, es sind diese funkelnden Teilchen, die sich ablagern im Gehirn und die viel später, noch nach Jahren, plötzlich auftauchen und blinken und enorme Schmerzen machen können. Weil sie auf ihrer winzigen, leuchtenden Oberfläche alles gespeichert haben, wie in einem mikroskopischen Spiegel, und jählings erscheint da etwas, das aussieht wie das ganze Bild, obwohl man weiß, dass es nur ein Splitter ist, eine abgelebte Verheißung, etwas Unwahres und Gefährliches, aber man hat es doch erlebt, und deshalb muss es wahr und wirklich gewesen sein, und warum ist eigentlich ... und schon ist man wieder im *loop*. Doch dazu komme ich noch.

Es sortiert sich nichts, aber das ist ja auch toll. Toll, das ist so ein

altes Wort, das sich gehalten hat. Wegen des t am Anfang, nehme ich an, wegen des Effektes, den es macht, im Gaumen und im Ohr, der kleine Knall, das runde, große o, das schöne Doppel-l am Schluss, bei dem die Zunge kurz an die Zähne schnellt und da stehen bleibt, und der Mund geöffnet wie für einen Kuss. Tollheit, etwas ist toll, man selber ist toll, im Zustand einer Besessenen.

Es ist toll, und es ist ohne Zeit. Wie auf einem Trip, LSD oder ein Pilz. Die reine Gegenwart. Wunschlos, autonom bei aller Sehnsucht, die auch da ist. Sehnsucht, berührt zu werden, den anderen zu berühren, Haut an Haut; in diesem Stadium schmerzt es nicht. Die Sensationen sind zu groß. Gleichzeitige Kräfte, rauschend wie ein erheblicher Wasserfall, der nicht nur strömt, sondern um den herum auch Gischt und Dampf aufsteigt, eine Wolke aus hoch energetischer Atmosphäre, in der man sich befindet und die einen schützt, vor den Blicken der anderen, zum Beispiel aus der Gruppe der Ahnungslosen. Die Sache mit Innen und Außen ist hier nicht ganz klar, das merke ich selbst, der innere Wasserfall, die Wolke drum rum, aber so ist es eben in diesem Zustand, die logischen Grenzen lösen sich auf, nicht restlos und nicht beängstigend, aber sie geben nach.

Und das genügt. Fürs Erste, und für lange Zeit. Daliegen und dieser Zustand sein. Vollkommen und ganz ausgefüllt vom inneren Spektakel.

Zwischendurch ein bisschen Alltag, klar. Weil's sein muss. Man geht da durch und trägt alles mit und funktioniert; natürlich eingeschränkt, aber man funktioniert. Man braucht nur nichts. Von Luft und Liebe leben, so heißt doch diese Redewendung, und sie stimmt. Man ist versorgt. So *high*, dass alles andere ein bisschen fahl wird und egal, aber das ist nicht richtig ausgedrückt, denn es gibt ja keine Wertung in diesem Zustand, erst recht keine Abwertung. Es ist eher so, dass man auf eine Speisekarte guckt oder auf einen Teller mit einer Mahlzeit, und es regt sich einfach: nichts. Wie unter Schock, oder in Panik, oder auf der Flucht, da denkt man ja auch nicht an die Versorgung, da stellt das System sich um, auf Notaggregat, und dann kann man noch diese Extraminuten laufen, die es sonst einfach nicht gibt.

Ich kenne dieses Gefühl nur von einem Ereignis, und auch da war es schon gemischt, halb Liebe, halb Not. Ich laufe nicht, ich habe nur davon gelesen, dass sich beim Marathon irgendwann die Euphorie einstellt, dieser Sonderzustand, in dem Reservoirs angezapft werden, von denen man weiß, die man nicht willentlich nutzen kann; sie müssen aufgerufen werden, vom System in Not. Und dieses eine Mal, da war ich eben schwer verliebt. Und saß mit einem Mann im Boot, in einem Kanu in Kalifornien, und wir hatten zwei Anlegestellen verpasst. Der Fluss, der einmal ein Bach gewesen war, oben in den Bergen, als wir ins Kanu gestiegen waren, hatte zu viel Kraft. Das Wasser war eiskalt, und zugleich war es zu wenig; immer wieder ragten Steine aus dem allzu flachen Flussbett, und da wir nicht kentern wollten, auf keinen Fall kentern wollten (denn alles wäre nass geworden und wir hätten uns nicht mehr aufwärmen können), stiegen wir aus und schoben das Kanu durch das flache, aber so reißende Wasser, in unseren dünnen Schuhen, die für eine Wanderung dieser Art gar nicht gemacht waren. Und natürlich kenterten wir doch, es war zu wenig Gewicht im Boot, um es stabil zu halten, und wir waren müde und unsicher auf den Beinen; zweimal kippte das Kanu und wir sammelten die Plastiksäcke wieder ein, in denen unsere Sachen verstaut waren; die eine hielt das Boot, der andere sammelte ein, und dabei fielen wir beide ins eiskalte Wasser direkt aus den Bergen hinter uns, Frühlingswasser aus den Bergen Nordkaliforniens; ein reines, klares, wahrscheinlich sogar wohlschmeckendes Wasser, aber in diesem Moment –.

Die Sonne war nicht mehr zu sehen, wir waren ja in einem Flussbett, in einer Schlucht, und die Ufer waren dicht bewachsen, keine Chance, da irgendwo anzulegen, selbst wenn wir die Kraft gehabt hätten, uns und das Boot dahin zu hieven. Es kommt noch eine Stelle, sagte der Mann, der diesen Fluss schon mal hinabgerudert war, ich weiß, es kommt noch eine Stelle! Und ich hörte diesen Satz und hielt mich daran fest; mit dem bisschen Restverstand, der noch da war, dachte ich: Das sagt er, weil er es glauben will, er hat selbst keine Ahnung mehr, wo wir sind, nach diesen Stunden des Watens und Kenterns und wieder Ruderns, ohne Orientierung. Denn dort, in den Ber-

gen Nordkaliforniens, da gab es nichts, kein Trafohäuschen und kein Försterhaus und keinen Aussichtsturm, da gab es nur die sagenhaften Wälder, von denen alle Reiseführer schwärmen, und diesen wild gewordenen, zu flachen Fluss, der zum Pazifik will, mit aller Macht. Aber ich hielt mich daran fest: Es kommt noch eine Stelle, wo es breiter wird, und ruhiger, und wo es eine kleine Lichtung gibt, auf der rechten Seite (da gucken wir hin, da gucken wir von nun an hin), wo man anlegen und sogar ein Zelt aufschlagen kann. Doch ich ahnte, dass er auch nicht mehr wissen konnte, ob wir vielleicht an dieser Stelle schon vorbeigestolpert und -gefahren sind oder wie weit sie weg sein mag.

Aber das Wasser wurde ruhiger, und der Fluss verbreiterte sich. Ich kann mir nicht erklären, warum er wieder mehr Wasser führte, doch so war's; bestimmt hatte es Zuflüsse gegeben, auf die wir nicht geachtet hatten oder die wir, stockdunkel, wie es inzwischen war, gar nicht mehr bemerkten. – Gab es einen Mond? Ja, es gab ein bisschen Mond, vielleicht einen Viertelmond, und das Wasser glänzte auf einer schmalen Linie genau vor uns, und ich dachte an einen alten Film, mit Katharine Hepburn oder Marilyn Monroe, die Frau auf einem Floß, mit einem Mann, und der Mond lässt alles glitzern. Katharine Hepburn war mir da lieber, gab mir mehr Halt und Festigkeit, dieses Sehnige, Entschlossene, der Witz und die Kühnheit, die sie hat, ich hielt mich also an Hepburn. Und der große Vorteil von diesem Mehr an Wasser war: Wir konnten wieder ins Boot, ich vorne, er hinten, das war die Aufteilung, die hatte er bestimmt, der geübte Wildwassermann, der Wildernessexperte und Bodysurfer; er hatte gesagt: Auf das Heck kommt es an (aber nicht herablassend, sondern *caring*, wie er überhaupt sehr *caring* war und blieb, auch in der Panik), da steuert man und hält das Gleichgewicht. Ich saß also vorne, und wir konnten wieder paddeln. Ich trug eine Jeans, weil wir in Amerika waren; ich bin der Mimesis-Typ, und obwohl ich mir aus Jeans und Sweatshirts eigentlich nichts mache, waren sie da eben richtig, so wie die *songs* von Maria Muldaur und Joan Baez und die Erinnerung an Katharine Hepburn. Aber der Nachteil von so einer *classic american jeans* ist, dass sie das

Wasser aufsaugt und sich dann ganz eng um die Beine spannt; ich saß da in diesen eisigen Röhren, in denen ich meine Beine nicht mehr fühlen konnte, was für das, worauf es beim Paddeln ankommt – subtile Beweglichkeit, ständiger Ausgleich aller Schwankungen, gute Durchblutung auch bei stundenlangem Sitzen –, natürlich gar nicht half. Füße, Beine, Rumpf und Hände: alles taub. Haare nass. Aber die reine Gegenwart. Denn, das war eben das Aggregatwunder: All das wurde egal. Der Fluss breiter, breiter und ruhiger, schon fast ein kleiner Strom. Wir im Dunkeln im Kanu, vor uns ein schmaler Streifen Silber, in dem wir immer schneller vorwärtsglitten; wir mussten nur noch rudern, um den Kurs zu halten, oder vielleicht auch nur, um nicht einzufrieren. Um uns die Nacht. Und mir kam ein Lied in den Sinn, ich glaube, es war *Moon River*, und das summt und sang ich vor mich hin, und mit jeder Minute hatte ich mehr Kraft und noch mehr Kraft, ich hätte die ganze Nacht so weiterpaddeln können, so nach meinem Gefühl. Durchnässt, versteift, eingefroren, ohne Licht und ohne Aussicht, in keiner Hinsicht Aussicht, aber all das war: egal. Eine große, unspezifische Liebe durchströmte mich, Liebe zur Welt, zu dem Mann und zu mir, Liebe zu den Elementen und der Nacht, zu allem, was da war in dieser absoluten Gegenwart.

Und dann fanden wir die Stelle wirklich, diese kleine Lichtung, von der Stunden zuvor die Rede gewesen war; vielleicht war's auch eine andere, aber egal: Wir sahen sie rechtzeitig und manövrierten uns dahin. Wir zogen das Kanu ans Ufer und machten es fest – dafür hatte der Mann noch die Kraft, vor allem aber den Kopf, denn am nächsten Morgen erklärte er mir, dass wir vermutlich wirklich verloren gewesen wären ohne Boot, da wir es zu Fuß kaum hätten schaffen können zur nächsten Straße, wo immer die war; ohne Kompass, in einem Wald, der eigentlich unbegehrbar, wo jeder Schritt ein Klettern war und man sofort die Orientierung verlor. Und die Leuchtraketen, die er dabei hatte, waren nass und zündeten nicht mehr. Er machte es also fest, das Boot, mit steifen Fingern, irgendwie, und dann holten wir einen Schlafsack aus dem Gepäck; wir hatten eigentlich zwei, doch er wusste genau, was jetzt zu tun war, und er sagte: Wir haben nur eine Chance,

uns auf eine Temperatur zu bringen, die uns überleben lässt, wenn wir uns zu zweit in einen Einerschlafsack legen, eng wie Sardinen in einer Büchse, und wenn wir alles ausziehen, was wir jetzt am Körper haben, so schrecklich das gerade klingt, uns in der Kälte der Nacht alles vom klammen Leib zu schälen, aber das muss jetzt sein –. Inzwischen war ich nicht mehr euphorisch, die Sonderration war aufgebraucht, und ich wollte nur noch liegen, und wenn ich nicht mehr aufgewacht wäre, dann wäre es ein schöner Tod gewesen; so war mir zumute, apathisch und aufgelöst und schon mit einem Eisfuß im Nirwana, oder im Styx. Doch er bestand darauf, half mir und zog mich aus, nicht zum ersten Mal, aber zum ersten Mal aus medizinischen Gründen, und wir legten uns in diesen Schlafsack, steif gefroren, wie wir waren, und es dauerte nicht lang, da spürte ich, wie das Blut wieder zu kreisen begann und wie ich müde wurde. Und am nächsten Morgen, als wir erwachten, und am folgenden Tag und in der folgenden Woche hatten wir nicht einmal einen Schnupfen.

So viel zur inneren Chemiefabrik.* Die eben läuft. Und indem sie

* Verliebtheit: Endorphinsucht und Dopaminrausch zugleich, ein glückseliges Stress-Feuerwerk. Das vegetative Nervensystem mit seinen unbewussten Reaktionen: Sympathikus & Parasympathikus, zwei getrennt verlaufende Stränge, die Organe, Gefäße und Drüsen versorgen. Der Sympathikus, für Notfallsituationen eingerichtet, lässt Blutdruck und Herzschlag steigen, erweitert die Bronchien, schärft das Gehör, entschärft die Schmerzwahrnehmung, fährt den Appetit herunter, kurz: reduziert den üblichen Gesundheitsbetrieb. Ein kleines ästhetisches Extra: Er lässt die Haare zu Berge stehen bzw. aktiviert die Haarmuskeln (anthropologisch-darwinistische Vermutung einiger Fachkräfte: um uns größer erscheinen zu lassen bei der Begegnung mit dem Raubtier). Nie ist man besser frisiert als frisch verliebt. Mein letztes Rendezvous mit dem Sympathikus dauerte siebzehn Tage und ließ mich in dieser Zeit dreizehn Pfund verlieren. – Womit allerdings zu rechnen ist: Die Energiespeicher (Glukose, Proteine, Serotonin etc.) sind anschließend leer. Jählings kann etwas passieren, wie: Da wird das Mark aus den Knochen gesogen, ein Schwächeanfall, beinahe eine Ohnmacht. Bei mir während einer mir wichtigen Debatte, der ich auf einmal nicht mehr folgen konnte; ich wankte mit weichen Knien und einem *spooky* Gefühl nach Hause und brauchte für einen Weg von zehn Minuten die vielfache Zeit. Und in den folgenden Wochen sehr viel Schlaf.

läuft, uns mitteilt: Hier passiert was Wichtiges. Hier kommen das Begehren, das Wünschen, das Hoffen auf Touren. Sie verbrauchen den größten Teil der Energie, aber es gibt auch neue Energie. Wir, zum Beispiel (Geschichte der H., mehr dazu später), haben uns gespürt, indem wir aufeinander zugingen. Kann man nicht immer machen, schon klar, war ein glücklicher Zufall der Positionen: Er geht von seinem Zuhause aus los, ich gehe von meinem Zuhause aus los, wir treffen uns auf der Straße, unter freiem Himmel, und wir merken im Gehen, wie das Bei-sich-Sein von Erwartung immer stärker durchzogen wird; die ersten elf, zwölf Ecken ist man noch für sich, ab da könnte es sein, dass man sich sieht; die Begegnung bereitet sich vor. Und ich, die beim Gehen nicht nur gute Laune bekommt, sondern auch das Gefühl, es klärt sich was, löst sich was auf oder richtet sich ein: Ich bin im Takt, ich bin intakt. Und einzigartig. Ich bin eine Hauptfigur in diesem Stück, in dem es zwei Hauptfiguren gibt, nur zwei; es gibt kein Publikum, oder: Das ist die ganze Welt, die es nicht weiß; die nicht zuschaut, aber den Rahmen gibt. Sie werden davon erfahren! Noch ist es eine Liebe im Kokon.

Ein zarter, aber unermesslicher Kokon. Etwas, das sich bildet, indem man redet, schweigt, Nachrichten schreibt und Fotos schickt, indem man etwas erschafft, das es zuvor nicht gab; nicht mit Mühe, sondern wie nebenbei. Mit Glück. Unbewusst und mit Aufmerksamkeit, mal so, mal so. In der miteinander verbrachten Zeit, aber erst recht, wenn man getrennt ist und immer weiter produziert – Gedanken, Zeichen, Empfindungen, Fragen & Antworten. Und Witze. Die heiterste, die allerschönste Verschmelzung, das schwerelose Zeichen von Vertrauen: die Pointe als Versicherungspolice. Denn nichts zeigt so unabweisbar, so stabil und zugleich ätherisch, wie hier ein Großes Paar entsteht.

Das ist so ein neues Land, in das man geht. Und das man, wie alles andere, erst gemeinsam erschafft. So, wie die Niederlande entstanden sind, dem Meer abgetrotzt. Nur, dass hier nichts abgetrotzt werden muss. Und dass nicht ein Element das andere ersetzt; wo vorher Wasser war, da ist nun Land, sondern: Wo vorher nichts war, ist nun *das*.

Das neue Das. Es ist noch nicht Materie, sondern ein Dazwischen, etwas ganz Fluides, nur Gedachtes und Gefühltes, fast ohne Kristallisation. Vielleicht ein paar sms, auf die man zeigen könnte, oder ein mitgebrachtes Buch, ein Zettel mit einer Handschrift oder ein U-Bahn-Ticket. Aber das hat nur Bedeutung für diese beiden Menschen, und ebendiese Bedeutung ist ja das, worum es geht, eine andere Sphäre des Wirklichen; ein Etwas, das noch keine Konturen hat, sondern sich un-
aufhörlich ausbreitet, neu formt, ausstülpt und zu seinem Wachstum keinen Bauplan braucht. Ein ontologisches Wunder.*

Und das ist etwas, das man für sich behält. Wobei es egal ist, ob das ein paar Stunden sind oder ein paar Wochen. Das Seelenleben kennt keine Zeit, so sagt es Sigmund Freud. Der Seele ist es egal, ob das erste Mal, da man vom Vater geschlagen wurde und zugleich die *Tagesschau*-Musik erklang, schon dreißig Jahre her ist; sie zuckt noch immer bei der Melodie; diese Stelle ist wund, und sie wird es bleiben. Es sei denn, natürlich, es gab eine gütige Therapeutin, mit der man das hat besprechen können, und nicht nur besprechen, sondern geradezu durcharbeiten, so heißt das Fachwort, und das trifft es ganz gut: Es genügt nicht, die Szene aus dem Gedächtniskeller zu holen. All das, was sie schrecklich macht, muss mitbetrachtet werden, die Liebe zum Vater, und wie man sich wünscht, ihm vertrauen zu können, und wie zu diesem Wunsch-Kind ein anderes sich gesellt, wie es dann Zwillinge gibt, einmal den Wunsch, einmal die Angst, und sie können einander zwar vergessen, akut ebenso wie für längere Phasen, doch sind sie von da an verbunden, mit einer Nabelschnur, die all das vom einen Organismus in den anderen pumpt, das Vertrauen wie die Angst, das Glück wie die

* Das Ontologische: Ich zog die Stirn kraus, als ich das Wort zum ersten Mal hörte, beim Studium der Philosophie, in der Abteilung Metaphysik. Schaut man bei Wikipedia nach, wird einem schwindlig – ein Begriff, der über die Jahrtausende sich verhält wie eine Schlange, die sich zugleich windet *und* häutet. Aber ein sehr brauchbares Wort, wenn man sagen will: Hier erhält etwas den Status <Seiendes>. Von dem man sprechen kann und das sich (wenn vielleicht auch nicht jederzeit und von jedem gleich) erfahren lässt.

Pein, die kindliche Hoffnung wie die Verzweiflung. Aber das Ereignis selbst muss erst einmal vergessen werden.*

«Trauma» nennt das die Fachwelt, ein Erlebnis, das zu groß ist für die Seele, das also abgespalten wird, aus dem Gedächtnis gerät, aber verkapselt und detailscharf im Unbewussten schlummert. So dass der Erwachsene gar nicht weiß, warum diese *Tagesschau*-Melodie, die doch eigentlich ganz schön ist, bei ihm merkwürdige Gefühle auslöst oder ihn dazu bringt, nebenher aufzuräumen, in die Küche zu gehen, eine Zigarette zu rauchen – eine Unruhe, ein ganz unspezifisches Weh. Und die Erkenntnis selbst, wenn sie schlagartig kommt, die hat noch keinen Effekt, außer dem tollen Aha, das es dann gibt, ein geradezu sanfter Blitz der Erkenntnis, der vieles heller macht; wenn nicht den ganzen inneren Keller, so doch ein Stück davon. Der auch die Gegenwart erleuchtet. Das Durcharbeiten, worauf es hier ankommt, geht eben nicht darin auf, einen Trigger zu identifizieren. (Und zu verstehen, dass alles als Trigger taugt; es kann ein Hut sein oder eine Geste oder ein Geruch, eine Sirene oder ein Lied, eine triviale Gleichzeitigkeit von einem roten Auto und einem gerufenen Wort; es kann alles sein, und der einzige Mensch, der es erkennen kann, ist der, der es nicht er-

* «Der Name Lampe muss nun völlig vergessen werden», lautete der rätselhafte Zettel auf dem Schreibtisch Immanuel Kants, der nach seinem Tod gefunden wurde. Auch ein Weg, könnte man meinen, mit etwas fertigzuwerden, womit nicht fertigzuwerden ist: Paradoxie als Anerkennung. Denn wie geht Vergessen, das man betreibt? Martin Lampe, der allertreueste Diener (in seiner *Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* schreibt Heinrich Heine, wie dieser «ängstlich besorgt» hinter dem Junggesellen-Philosophen herging bei dessen rituellen Spaziergängen, «mit einem langen Regenschirm unter dem Arm, wie ein Bild der Vorsehung») – dieser Lampe wurde von Kant entlassen, als der Philosoph bereits im 79. Lebensjahr war. (Möglicherweise wurden beide, Herr wie Diener, Opfer einer Intrige, so dass die Trennung für beide so falsch wie schmerzhaft war.) Der Zettel lässt sich lesen als eine ironische Ohnmachtserklärung – zu Kants Wesen allerdings wenig passend. Es gibt auch Hinweise auf eine Erkrankung des alten Philosophen mit Alzheimer-Symptomatik, dann wäre dieser Zettel eine andere Art von Ohnmachts- oder Verzweiflungsdokument (s. Harald Weinrich; *Merkur* Nr. 574).

kennen will.) Denn es ist ja gar nicht der Trigger, der es so schwierig macht, es ist der Zusammenhang. Das ganze feine Gewebe, in das er eingebettet war als ein Detail, als ein beliebiges Zeichen, das sich emanzipiert hat und ragt aus dem, was verschattet ist; etwas Hochsensorisches wie ein Mast, der Signale aus dem All empfängt, oder wie eine Stimmgabel, die erzittert bei einer spezifischen Stimmung, ein Instrument, das stur und ohne Rast seinen Job macht, der lautet: Ich bewahre dich vor Schaden. Ich Sorge dafür, dass du zusammenzuckst und die Szene verlässt, wenn jemand in einer Jacke aufkreuzt, die genauso gelb ist wie die desjenigen, der dich damals so übel bedroht hat; so übel, dass du es vergessen hast, aber ich weiß es noch, denn dafür bin ich da, bin ich bei dir, und ich weiche nicht, bis du mich aus guten Gründen entlässt. Wir kommen darauf zurück.

Wir kommen darauf zurück, weil das sehr wichtig ist, an sich, aber es gewinnt seine Wichtigkeit erst im Verlauf. Noch sind wir im Kokon. Noch sind wir in dieser Blase aus Gefühlen, Gedanken und Atmosphären, deren Ränder, mangels Materie, gar nicht bestimmbar sind. Wenn morgen der eine, Gott behüte, unter die Straßenbahn geriete; niemand würde etwas wissen von dieser Geschichte.* Es fänden sich, im Nachlass, vielleicht kleine Fetische (eine zerdrückte Blume, ein hellgrauer Herrenpullover, ein verwackeltes Foto) oder Notizen größter Intimität, doch könnten diese Objekte eben nicht <gelesen> werden, weil von dieser Intimität noch niemand weiß außer dem Großen Paar, das ge-

* Aber auch andere, elementare Unterbrechungen sind möglich, außer dem Tod. Wie lässt sich Verliebtheit mit einer Magen-Darm-Grippe verbinden? (Die aber, wg. Chemiefabrik, eher unwahrscheinlich ist.) Und wie groß wäre das Verständnis des/der anderen, dass eine Funkstille (oder ein Aussetzen des Funkenflugs) über mehrere Tage, z. B. wegen einer zahnärztlichen Intervention, nicht zu vermeiden ist? Dieses äußerst Fragile einerseits – enorm Widerstandsfähige, natürlich, andererseits –, was da gerade entsteht: Welche Störungen kann es ertragen oder auch integrieren, in dem Sinne, dass Widerstände ein geradezu festliches Gefühl eines neuen, eines Liebeswiderstands hervorrufen?

rade *in the making* war.* Der einzig nicht nur kompetente, sondern mögliche Leser wäre der jeweils andere.

Also, noch gibt es keine Zeit. Vielleicht aber entstehen jetzt schon Bilder, die eigenen Bilder, die zu Stationen werden können, eine Art Kreuzweg der nichtreligiösen seligen Qual. Noch zuvor, vielleicht: Der erste Besuch bei Freunden, bei dem man nicht von ihm erzählt, wird irgendwann zu einem Besuch, bei dem man von ihm erzählt. Aber wie?

Zum ersten Mal beobachtet die Liebende, die Liebeskranke, die Glücksbefallene, wie sie darüber spricht. Wie sie die Elemente teilt; hier das Ozeanische, das sich in ihr ausbreitet und in dem sie schwimmt (wie gesagt, das mit den Grenzen funktioniert in dieser Phase nicht besonders gut), und dort ihr sozialer Kosmos. Natürlich macht es einen Unterschied, wem man es zum ersten Mal erzählt oder wem gegenüber man überhaupt eine Erwähnung macht, aber zunächst: Das Wort ist in der Welt und kann nicht mehr zurückgenommen werden. Der erste ontologische Sprung, vom Intimen ins Private.

Von nun an ist es nicht nur Erleben, sondern auch eine Erzählung. Eine fortlaufend zu ergänzende, vielleicht irgendwann sich korrigie-

* Für *Afficionados* dieser Phase gibt es ein so flamboyantes wie gefühlskluges Buch: Leanne Shapton, *Bedeutende Objekte und persönliche Besitzstücke aus der Sammlung von Leonore Doolan und Harold Morris, darunter Bücher, Mode und Schmuck*. Sowie ein großartiges Dokument nebst Ausstellung: *Das Museum der zerbrochenen Beziehungen*, begründet von Olinka Vištica und Dražen Grubišić, befindet sich in Zagreb. Die Idee, einen Ort für «all die schmerzhaften Erinnerungstachel verfloßener Lieben» zu begründen, erschien diesen beiden nach ihrer vierjährigen Liebe «freundlicher, poetischer vor allem als Streit um gemeinsame Besitztümer oder, schlimmer noch, emotionaler Vandalismus, der unschätzbare Teile unserer gemeinsamen Geschichte zerstört hätte». Anstatt ihre Erinnerungstachel zu entsorgen, schufen sie diesen Ort und eine neue Kultur der Würdigung – lustig, traurig, bitter, verzeihend, zärtlich; alle Facetten des Abschieds sind vertreten. Mit Bildern und Texten als Buch, aber auch als fortlaufendes Projekt: Man kann Relikte des eigenen romantischen Scheiterns dorthin senden und sie so im berühmten Hegel'schen Dreier *aufheben* – bewahren, lösen und zugleich transformieren.

rende Erzählung; eine Erfahrung, in Worte gefasst, die über das Selbstgespräch hinausgeht. Und die natürlich Wiederworte – hoffentlich noch keine Widerworte – ergibt. So dass es nicht trivial ist, wer hier das erste Bekenntnis hört, wer dem bisher Beschwiegenen durch seine Reaktion (erst recht die unwillkürliche: die Blicke, die Mimik, die Gesten, die sorgende Unruhe oder freundschaftliche Mitfreude) eine soziale Kontur gibt. Eine erste Definition. Trifft die Geschichte, die hier gehört wird, auf ein empathisches Entgegenkommen? Auf eine Bereitschaft, das Glück für Glück zu nehmen?

Das erste Bekenntnis, das versteht sich von selbst, ist schon ein Beziehungsgeschehen. Hat man sich einen Freund gesucht, der eine frische Narbe pflegt oder dessen Liebeserfahrung zu einer Enttäuschung geronnen ist, trifft man also auf ein skeptisches, vielleicht auch warnend lächelndes Gegenüber, das in der manischen Lebendigkeit der Liebenden vor allem Hysterisches sieht, welches nach Abklärung verlangt oder notwendig ent-täuscht (hier muss er sein, der besserwisserische Bindestrich)? Trifft man auf eine Freundin, die ihrerseits so etwas gerade hinter sich hat, frisch betaut in zärtlicher Erinnerung?

Oder ist ein Paar mit der jungfräulichen Zeugenschaft betraut, das seinerseits natürlich darauf achtet, wie der jeweils andere reagiert – denn alles, was nun gesagt wird, wirft ja auch ein Licht auf das Paar, auf dessen Liebeserfahrung und die Geschichte, die es sich selber erzählt?* Die erste Spiegelung, die hier stattfindet, formt das Gedächtnis

* Sonderfall der libidinösen Bekenntniskultur: die Affäre, die im doppelten Sinne gebeichtet wird. Nicht nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit, «einstweilen» – weil die Liebende den Kokon noch schützen will, aus einem gewissen Zartgefühl und Respekt vor dem Entstehenden. Sondern auch, weil das Geschehen ein Heimliches bleiben muss, «erst mal». Naturgemäß eine quälende Sache. Die außerdem eine Ausfächerung der Besorgnis nach sich zieht, bei den ersten wie den weiteren Zeugen: Was geschieht hier mit dem Menschen, dem man eine gute Erfahrung wünscht? Gibt es Notwendigkeit für eine schnelle Eingreiftruppe, eine Verpflichtung zur Warnung? Hier kommt dann auch die Dimension der Zeit in einer anderen, heiklen Weise ins Spiel: Wie lange wird die Bekennende in diesem Bann

der Liebenden, lässt sich weder ignorieren noch vergessen. Die soziale Skulptur, die hier entsteht, ist noch frisches, weiches Material, in das sich alles abdrückt, das nun die ersten Dellen oder Verzierungen oder auch einen Sockel erhält.*

Damit verbunden: die Bilderfrage. Sehr prekär! Vermutlich hat man, bereits nach den ersten Tagen, ein Selfie oder Porträt zur permanenten Verfügung. Zunächst einmal der heikle Abgleich mit dem inneren Bild: Ist das der Mensch, bei dem man gerade einen Auslieferungsantrag stellt? Ist das Lächeln, der Blick, die Haartracht, der Ausdruck, *you name it*, das Passende zu dem, was man selber wünscht und fühlt, zeigt es die innere Gegenwart? Oder muss sofort kommentiert und korrigiert werden: Das ist ein altes Foto, hier schaut er anders als sonst, du musst dir dieses und jenes weg- oder dazu denken? Konfrontiert das Bild mit einer inneren Bangigkeit, à la: Ja, ein bisschen gerade könnte er sich halten, oder diese Brille, kann ich ihr die ausreden, oder: klar, wir sind beide nicht mehr die Jüngsten? Und wie viel von alledem fließt in das erste Zeigen ein, das als Wunsch sofort und selbst-

gehalten, und was bedeutet das für diese Liebe im Entstehen, ab wann verwandelt sich die Heimlichkeit zu einer Unheimlichkeit?

* Zweiter Sonderfall, der virtuellen Gegenwart geschuldet: Klarnamen. Nicht nur Prominente können gegoogelt werden oder führen ein weiteres Leben als Instagrammer, auf Facebook, bei Snapchat, TikTok etc. Hat die Liebende das getan, sich also detektivisch Informationen über diesen neuen Menschen in ihrem Leben verschafft, die von nun an, dem Willen entzogen, allem einen Rahmen und also Kanten geben, was er freiwillig von sich erzählt? Eine moderne Gewissensfrage: Vertraut man dem, was man aus der großen Ungewissheit empfängt, oder will man bei jedem Schritt einen Kometenschweif des Wissens hinter sich herziehen, der immer wieder die Entscheidung fordert: Konfrontiere ich nun mich, aber auch den anderen mit dem, was ich außerdem weiß? Und ist das schon eine Art Vertrauensbruch, sollte das verschwiegen werden, «erst mal»; ist das ein Wissen der intimen Unbefugtheit oder wird es aufgenommen als ein ganz selbstverständliches Interesse, dessen Befriedigung sich ohnehin niemand entziehen kann? Und/oder: Wird die Freundin, die den vollen Namen hört, diese anderen Quellen heranziehen, und wie wird ihr so gewonnenes Wissen in die Besprechungskultur, die durch das erste Geständnis entstanden ist, eingehen und sie künftig – vielleicht klandestin – mitbestimmen?

verständlich auf der Schwelle der ersten Erzählung steht: Wie sieht er denn aus? Und dann wird ja nicht nur er kommentiert (und sei es durch einen Blick), sondern auch die eigene Wahl. Eine erste Entfremdung, paradoxerweise in der ersten sozialen Einbettung, diese Konfrontation mit «der Realität» – obwohl man weiß, dass ein Foto nur einen Moment einfängt, und den eben als eine Ordnung unbelebter Pixel, so zufällig und notwendig verzerrend wie ein aus dem Fluss der Gegenwart und des Geschehens Herausgefischtes; immer im elementaren Sinne falsch.

Man sieht: Hier, mit der ersten Erwähnung, wird es komplex. Und kompliziert.* Die Geschichte breitet sich aus wie ein Fächer, und schon ist man nicht mehr die Einzige, die damit wedelt, die Aufregung und Zeichen in die Atmosphäre fächelt. Es ist in der Welt.

Weshalb die ersten Geständnisse, wie bei schweren Erkrankungen, oft an physisch Fernstehende gehen. Bei denen man den Rhythmus der

* Was nicht dasselbe ist. Ein Bauplan für die Spülmaschine ist kompliziert, i. S. v.: für einen Laien nicht einfach zu verstehen; ein Fußballspiel wie eine Liebesbeziehung (und das Leben überhaupt) sind komplex. Weil sich nichts wiederholen lässt; es gibt keinen zweiten Versuch (wie beim Aufbau der Spülmaschine, bei der am Ende drei Schrauben übrig sind und eine Leiste partout nicht passen will, so dass man noch einmal von vorne beginnt): Was immer geschehen ist, fließt in das Gegenwärtige und in die Zukunft ein. Manches lässt sich verzeihen, aber nicht vergessen; manches wird vergessen, weil man es nicht verzeihen kann, doch es hinterlässt eine wunde Stelle, an die man, gerade weil die Kränkung, das Missgeschick, der böse Tag «vergessen» ist, im Fortgang umso überraschender gerät. Kein Trauma, aber: *It rings a bell*. Hat er einmal gesagt: Darf ich dich nach Hause bringen?, als es ein Ausweichen vor etwas Ungutem war, das dadurch eben nicht verschwindet, dass man es nicht bespricht, dann kann dieser Satz, diese schöne Floskel der Höflichkeit einen Alarmzustand auslösen, ein Pochen unter dem Herzen, und – ohne, dass etwas ins Bewusstsein geriete – nach oben steigen wie eine Luftblase und sinkend wieder schwer werden, und schon zieht dieser harmlose kleine Satz beide in trübe Wasser.

«Hätten wir einen scharfen Blick und ein waches Gefühl für das alltägliche Leben der Menschen, so wäre es, als hörten wir das Gras wachsen und das Herz des Eichhörnchens schlagen, und wir würden an dem Getöse sterben, das jenseits des Schweigens herrscht.» George Eliot, *Middlemarch*

Nachfragen selbst bestimmen kann; man muss ja nicht ans Telefon gehen oder eine sms sofort beantworten. Man ist dem sorgenden, suchenden Blick der Menschen, die man täglich sieht, nicht ausgesetzt; niemand misst ungebeten die Temperatur dieser Liebe. Es ist ein erster Schritt in die kommunikative Unübersichtlichkeit, aber in einem Reservat, dessen Grenzen man selbst bestimmt. In dem die wilden und die niedlichen Tiere noch weitgehend unbeobachtet schweifen.

Doch ich wollte vom Anfang erzählen. Diese Anfänge. Zum Beispiel wie ein Pfeil.

(GESCHICHTE DER M.)

Ein Blick, ein Blick zurück, und jählings das Gefühl: Hier geschieht gerade etwas, etwas von Bedeutung. Unvorbereitet. Bei Tageslicht, in einem Schwarm von Menschen, in diesem Feld von Blicken, Gesprächen, Gehen und Vorübergehen. Viele – es war Buchmesse in Frankfurt, kaum ein nüchternerer Ort ist denkbar als diese riesige Anordnung von offenen Schachteln, Stände genannt, mit aneinandergetackerten Regalen, leichten weißen Möbeln, grauem Bodenbelag, Büchern als Auslegware, viele noch eingeschweißt, glänzend im künstlichen Licht wie im Drogeriemarkt – mit nach innen gekehrten Gesichtern, auf dem Weg zu einer ›Besprechung‹, einem ›Termin‹, eine schwere Tasche über der Schulter oder eine Mappe unter dem Arm. Lauter Einzelne, die ambulante Inseln bilden an den Ständen, wo wiederum jene sitzen, die dort berufsmäßig diese kurze Woche verbringen, ihrerseits wie ange-tackert und schon am Ende des ersten Tages mit dem Pantherblick von Rilke, «und hinter tausend Stäben keine Welt». Ein Ort ohne Rituale außer dem Moment, da morgens das zentrale Licht an- (aber da ist kaum jemand da) und dann, am frühen Abend (es sind noch zu viele da), es wieder ausgeschaltet wird: Für heute ist es vorbei, nehmt Euren Weg zum Ausgang, lasst alles stehen und liegen, gleich kommen die Putzkolonnen, Ihr habt nicht mehr viel Zeit. Packt Euch und Eure Gesellschaft, findet einen Platz, wo Ihr weitertrinken, weiter-

reden könnt, oder hebt Euch in eine S-Bahn in den Taunus, wenn Ihr ein Hotel in Frankfurt nicht bezahlen wollt. Kommt morgen wieder, verkatert oder nicht, mit fahlen oder erwartungsfrohen Gesichtern, mit übersäuerten Mägen von zu viel Kaffee und Alkohol, mit Euren Auftragsbüchern in der Hand und Euren Zetteln, wo die Termine des Tages notiert sind, 10.15, Halle 5.1, Stand 43 usw., aber nun: Geht!

Es war aber an einem Nachmittag, in dieser unbestimmten Ausdehnung, diesem breiten Becken aus Zeit, in dem man sich auch verträdeln kann und in dem jene, die das Privileg oder die Not haben, ohne Funktion zu sein, wie Guppys durch die Gänge schwärmen, in losen, wechselnden Konstellationen. Und sich hin und wieder für ein paar Minuten, aus denen Viertelstunden werden können, an eines der Regale stellen, ein Buch herausnehmen und so tun, als würden sie lesen; angelegentlich, aber dann doch auf der Suche nach einem Satz, der ein Lot versenkt und sie kurz innehalten lässt, mit einem bestimmten Gefühl oder einem halben Gedanken. So war das; ich stand da im Gespräch, und er guckte in ein Buch, vielleicht war es auch umgekehrt, und zwischen uns einer, der uns beide kannte und am dritten, vierten Messetag noch frisch genug war, beiderlei Namen parat zu haben. Ein paar Worte, die das Feld eröffneten, zum Spiel, ein paar Zeichen, die uns drei – aber eigentlich nur uns zwei – eine soziale Orientierung gaben (mit wem man es zu tun habe). Die nicht nötig war. Denn dieser Wimpernschlag des Schicksals, mitten im Hellgrau mit Neonlicht, war ja schon da, die rätselhafte Gleichzeitigkeit, und dieser kleine Chock in der Körpermitte; etwas von Gewicht, das sich da einsenkt und bleibt. Die soziale Unwahrscheinlichkeit, das anmutige, unlösbare Rätsel: warum jetzt, warum hier?*

* Es gibt, immerhin, günstige Randbedingungen für so ein Rätsel, das ja häufig im zweiten Lebensviertel angesiedelt ist, zwischen 20 u. 40, wenn die Menschen auf der Suche sind nach Bindung und die libidinösen Energien nahezu unaufhörlich präsent. Während in der dritten Lebensphase die Biographien voller werden, mit Bindungen wie Sorgen vor allem jener Art, die das Erotische in den Hintergrund rückt (bedürftige Kinder wie Eltern, natürlich auch das Erwachsenen-Ich

(Freundin F., aus der Spezies der Ahnungslosen, wird inzwischen eingeschlafen sein –)

Ein gewissermaßen idealer Anfang der romantischen Liebe. Oder, sagen wir: ein Auftakt. Etwas, das vor dem ersten Taktstrich angesiedelt ist, vor der objektiven Rhythmisierung, den ersten strukturierenden Elementen: Sätzen, die man austauscht und auf die man irgendwann zurückkommt, Eindrücken, die alles weitere färben oder daran gemessen werden (Humor, Schüchternheit, eine melodische Stimme ...); zwischenmenschliche Erfahrungen, die etwas anderes sind als reine Projektion.*

Etwas, das sich ereignet, plötzlich, und von dem sich nie mehr wird sagen lassen, wer hier, bei diesem Epiphanischen, den Anfang machte. Ein Satz ohne Autor. Ein Geschehen ohne Handelnde. Ein Beginn

im Berufsleben) und romantischen Eskapismus grundsätzlich erschwert sowie gefährlich erscheinen lässt (wg. der Sprengungsenergien, falls es ernst werden sollte). – Dazu, zur Unwahrscheinlichkeit des Rätsels, auch ein Fachhinweis des Soziologen Niklas Luhmann: «... die Wechselseitigkeit der Liebe als einzige Ehebedingung (...) impliziert Gleichzeitigkeit im Ursprung der Liebe, damit nicht die Liebe des einen als Grund der Liebe des anderen Partners erfahren werden kann, was das Autonomiegebot verletzen würde. Stellvertretend hierfür steht der Blick, mit dem sie sieht, daß er sie anblickt, und dabei nur sieht, daß sie ihn ansieht. Das bedeutet jedoch doppelte Kontingenz (er wählt sie und sie wählt ihn), die bei Ausweitung des Selektionsbereichs die gelingende Wahl unwahrscheinlich macht.»

* Projektion: Das «Verfolgen eigener Wünsche in anderen» (Sigmund Freud). Die spontanen Phantasien, die uns unaufhörlich begleiten und die, wenn es gut geht, durch tatsächlichen Kontakt korrigiert bzw. realistischer werden. Am reinsten zu beobachten immer bei den anderen (denn unsere eigene Wahrnehmung ist *natürlich* völlig ungetrübt), in großer Heftigkeit bei den Themen Religion (der gütige Papst, der vom systematischen Missbrauch nichts weiß, bzw. der Finsterling, der agiert wie ein Mafiaboss), in der Politik («Wenn das der Führer wüsste» bzw. «Alles Verbrecher!»), im Unterhaltungsgeschäft (Harry & Meghan: progressive junge Leute, Wohltäter der Menschheit, intrigante Bösewichte, Spielbälle der Medien und ihrer bösen Familien, Täter oder Opfer?) wie bei der Diskussion großer Strafgerichtsprozesse (O. J. Simpson, Amanda Knox).

ohne Verantwortung. Ein Zufall, der Notwendigkeit war. Eine Existentialübung im Paradox.

Und zwei Systeme des Unbewussten, die kooperieren.* In ihrer aktuellen, äußeren Gestalt, so oder so gekleidet (er in Jeans und Sneakers, ich: weiß nicht mehr). In diesem Fall in einem sozialen Rahmen, der Vertrauen stärker ermöglicht als, beispielsweise, öffentlicher Nahverkehr: Hier ist einer, der liest. Vermutlich Abitur hat. Vielleicht auch schreibt. Was man so zur Kalmierung braucht, in der modernen Welt erst recht.**

* Das Unbewusste, nicht ohne Grund (wenn auch fachlich inkorrekt) oft «das Unterbewusste» geheißen: jener Mega-Speicher von Erfahrungen, der permanent unsere Wünsche und Impulse bestimmt, ohne dass wir ihn bewusst wahrnehmen. Der innere Boden, auf dem wir unsere Schritte setzen (oder auch der innere Keller, der voller Kostbarkeiten wie Gerümpel ist). Wir können uns dazu in ein Verhältnis setzen, in der Regel (also ohne Drogenkonsum oder Verliebtheit) retrospektiv, aber auch da niemals endgültig. Weil einerseits grundsätzlich nur zu erfassen ist, was nicht allzu gefährlich (wie das Trauma, das Verdrängte; alles, was unsere Deutung des Lebens grundsätzlich infrage stellt). Und weil alles, was geschieht (äußerlich wie innerlich), in einem fort aufgenommen und verwandelt wird, so dass es den Moment der reinen Erkenntnis, «ohne Unbewusstes», niemals gibt. Und weil es, schließlich, immer nur einzelne Daten sind, die man aus diesem Speicher fischt, dessen Unendlichkeit (im Material wie im Prozess) so wenig vorstellbar ist wie das Universum.

** Die Begegnungen bei Jane Austen z. B., deren Beschreibungen der Paarbildung paradigmatisch geworden sind für soziologische Reflexionen über die Liebe (s. u. a. Eva Illouz, *Warum Liebe weh tut*), finden in einem Umfeld statt, das einen gewissen Gleichstand oder zumindest ein Infrage-Kommen garantiert: Wenn sich die Gentry in der englischen Provinz versammelt, wird kein Landarbeiter dabei sein, ist ein Dienstmädchen als solches erkennbar. Zudem gibt es immer jemanden, der etwas weiß: Das ist eine geborene X, sein Vater ist Pfarrer in Y, ihr ältester Bruder hat ein kapitaales Erbe zu erwarten, er hat eine Plantage in den Kolonien, sie ist eine Waise mit dem Vormund Z ... Es gibt soziale Kontrolle über den Beginn wie den Verlauf. Eine abrupt gelöste Verbindung, eine aufgekündigte Verlobung, hektische biographische Bewegungen von einer Provinz in die andere (oder gar in das unübersichtliche London): All das ist im großen Buch von Klatsch und Tratsch versammelt, wie ein Register, das jeder aus dem Milieu einsehen kann. – Im Rückblick nicht nur enge, sondern auch idyllische Verhältnisse, weil die Gefahrenzone für den existentiellen Irrtum eine sehr schmale war. Ein Be-

Beziehungsweise, in diesem Stadium: zwei Unbewusste, die erst mal kolludieren, damit überhaupt etwas passieren kann.* Denn bei einem solchen Anfang gibt es keine bewusste Entscheidung. Der bleibende Zauber in jeder möglichen Erzählung einer solchen Geschichte (auch wenn sie unglücklich verläuft): Was hier geschah, war Wille & Vorstellung entzogen, kann nicht kritisch betrachtet werden, sondern nur als eine romantische Offenbarung. Allenfalls die Bedingungen der Möglichkeit lassen sich erhellen, aber das ist für die spezifische Geschichte fast ohne Gewinn, fügt dem Auftakt nichts von persönlicher Bedeutung hinzu.**

Und natürlich hat so ein romantisches Wunder eine bindende Kraft, gerade weil es der Verantwortung – und so auch der Moral und der

werber wie Mr. Wickham (dessen Name schon das Schlimmste vermuten lässt), eine scharf kalkulierende, zynische oder auch betrügerische Person im heiratsfähigen Alter hat in einem so aufmerksamen und überschaubaren Milieu natürlich weniger Chancen, Unheil anzurichten, als im heutigen, prinzipiell unabsehbaren Feld der romantischen Verbindungen.

* Kolludieren: zusammenwirken, also kooperieren «zum Nachteil eines Dritten», was hier die üblichen Vertrauten sind (denen man zunächst etwas verheimlicht) bzw. die soziale Umwelt insgesamt (die akut Verliebte rauschhaft vernachlässigen).

** «Bedingungen der Möglichkeit»: klingt auf Anhieb sinnlos umständlich, ist aber das klärende Gegenteil. «Was sind die Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis?» lautet Kants kategoriale Frage, und sie meint: Zunächst brauchen wir den Verstand und die Sinne, um überhaupt etwas zu begreifen und zu steuern. Diese wiederum funktionieren nach Regeln, über die wir uns Aufklärung verschaffen, auf die wir aber keinen Einfluss nehmen können. (Wir hören weniger gut als ein Hund, können aber die Zukunft imaginieren; unser Orientierungssinn ist schlechter als der eines Vogels, doch können wir Karten entwickeln usw.) Die Möglichkeit der romantischen Begegnung ist also ein Wunder, das nicht-wunderliche Voraussetzungen hat. (Das Unbewusste, das Freud um die Jahrhundertwende 19/20 auf den Begriff brachte, fügt diesem logischen Modell lediglich eine psycho-logische Dimension hinzu. Neben Zeit und Raum als Kategorien des Verstandes und neben den Sinnen als Wahrnehmungsorganen gibt es eben auch das Unbewusste, das unsere Konstruktion der Welt ermöglicht und gestaltet.)

Verhältnismäßigkeit – zunächst einmal entzogen ist.* Wie ein Scheinwerfer ohne Aus-Taste – oder wie eine Milchstraße der Möglichkeiten, die auch die Tage erhellt – lässt es alles, was kommt, in schicksalhaftem Licht erstrahlen. Macht die kommenden Akteure zu Kindern, die eine unerwartete Bescherung erhielten, und zwar gemeinsam; zur selben Zeit, am selben Ort. Das Märchenhafte hat erlösenden wie lösenden Charakter und hebt die entstehende Geschichte von allen anderen ab. Es ist, in der Literatur wie im Leben, ein Genre für sich.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de